

leykam: *seit 1585*

Nina Schedlmayer

ART BIOGRAPHY

Margot Pilz.
Leben. Kunst.

leykam: SACHBUCH

Copyright © Leykam Buchverlagsgesellschaft m.b.H. Nfg. & Co. KG,
Graz – Wien 2021

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Covergestaltung und Satz: Annalena Weber, Buchdesign, Hamburg

Coverfoto: Margot Pilz: »The White Cell Project«

Druck: Finidr, s.r.o.

Gesamtherstellung: Leykam Buchverlag

www.leykamverlag.at

ISBN 978-3-7011-8175-9

Die Drucklegung des vorliegenden Bandes wurde unterstützt durch:

 **Bundesministerium**
Kunst, Kultur,
öffentlicher Dienst und Sport



Verbund



Inhalt

- 9 Vorwort
- 11 Once Upon My Time. Eine Kindheit im Internierungslager**
- 14 Kleine, graue, hässliche Häuser
- 18 Ein übersinnlicher Hund
- 24 Radio in Stücken
- 30 Frei, aber unsicher: ein Mädchen im Indonesischen Unabhängigkeitskrieg**
- 34 Leichenteile im Fluss
- 37 Göttlicher Toast
- 42 Zwischen Avantgarde und Antisemitismus: Kulturschock Österreich**
- 44 Gestochen scharf
- 47 »Stinkada Häuslbesen«
- 52 Der ganz normale Antisemitismus
- 55 Lebkuchen, Polyamorie und ganz viel Party: Margots unkonventionelle Ehe**
- 59 Akademisch geprüfte Lebkuchen
- 63 Die offene Ehe
- 66 In der Adebar

**70 Erste Schritte in die ökonomische Unabhängigkeit:
das Werbestudio Pilz und Weiss**

74 Akquise im Bordell

**79 Der Hausmeister und sein Schatten:
erfolgreiche Verdrängungsmechanismen**

81 Die Kunstakademie, ein Chauvi-Betrieb

85 Verschärfte Bedingungen

90 Die Wut entlädt sich

**96 Selbstausröser – Selbstausrösung:
Wie Margot zur Künstlerin wird**

99 Aufbruch, Renitenz und Offenheit

104 Jell und Klapf, die Hubertusmäntel

108 Festnahme als Initialzündung

116 Kunst und Mutterschaft

119 Opfergaben für die Hausfrau

125 Herzinfarkt am Grand Canyon

130 Kaorle am Karlsplatz: eine starke Ansage

133 Kollektive Erfahrungen

135 Eine Riesenbühne als Wanderdüne

139 Recht auf Stadt

141 Gigantischer Widerstand

143 »Wien, du tote Stadt«

148 Zwischen den Wänden: die Weiße Zelle

150 Erweiterte Dimensionen

162 Ikone für das feministische Selbstverständnis

172 Digitalkunst meets Feminismus: Pump it up!

174 Die Entdeckung der digitalen Welt

178 Nullen und Einsen

182 Aufgeblasene Männer

188 Anti Aging: Margots späte Karriere

194 Beklemmung und Befreiung

198 Geschenk des Himmels

208 Endnoten

220 Danksagung

222 Abbildungsnachweis

Vorwort

In der Nacht hatte es gefroren. Die Eisfläche krachte, manchmal klang sie wie eine singende Säge. Aus dem Fenster unseres gemieteten Apartments blickte ich auf den Weißensee, wo einige Menschen auf Schlittschuhen ihre Runden zogen. Gerade hatte ich im *Spiegel* einen Artikel gelesen. Auf einer Doppelseite schrieben »prominente Europäer« anlässlich des Brexits »Briefe an Großbritannien«, wie es im Vorspann hieß. Offenbar hatte die Redaktion außer der EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen keine weitere Europäerin gefunden, die prominent genug war: Von den zwölf Persönlichkeiten, die sich über den britischen EU-Austritt äußerten, war sie die einzige Frau.

Das Telefon läutete. Margot Pilz. Wir kannten uns damals, im Februar 2020, eher flüchtig. Sie fackelte nicht lang herum. »Willst du meine Biografie schreiben?« Meine begeisterte Reaktion schien sie zu freuen, schon im nächsten Moment warnte sie mich aber: »Überleg es dir gut. Es ist viel Arbeit!« Noch während des Gesprächs begann ich im Hinterkopf zu sondieren, welche Zeitfenster ich freischaufeln könnte, wie ich meiner Familie erklären sollte, dass ich in diesem Jahr an den Wochenenden häufig arbeiten würde, wie viele nächtliche Schreibstunden ich in den ohnehin schon recht getakteten Alltag einschieben könnte.

Margot ist in der feministischen Kunst ganz vorne dabei. Ihr gesellschaftskritisches Engagement zieht sich ebenso durch ihr Leben wie ihre stete Suche nach Gemeinschaft, Solidarität, Zusammenhalt. Wie sie es schon in frühester Kindheit erlebte, als

sie mit ihrer Mutter in berüchtigten japanischen Internierungslagern auf Java eingesperrt war.

Zu Beginn unserer Arbeit besuchte ich sie in ihrer Wohnung in Wien-Hernals. Dann kam Corona, und wir besprachen ihr Leben auf ihrer Terrasse, später im Garten ihres Sommerhauses am Donau-Oder-Kanal bei Groß-Enzersdorf, wo sie immer die heiße Jahreszeit verbringt. Im Herbst und Winter trafen wir uns im Park oder zum Spaziergehen. Unter den Bäumen im Kongresspark erzählte sie mir von ihren Liebhabern, am Schafberg von ihren Erziehungsmethoden. Manchmal telefonierten wir stundenlang, manchmal schickten wir nächtliche SMS hin und her.

In Margots bewegtem Leben zwischen Java, Australien, Neuseeland, Holland und Österreich bildet sich Zeit- und Kunstgeschichte ab. Nicht nur das faszinierte mich, sondern auch Margots immense Begeisterungsfähigkeit und Neugier. Die Treffen mit ihr waren immer interessant, oft lustig, häufig gingen sie an die Nieren. Nie war es langweilig. Die Gespräche, die wir von Februar bis Dezember 2020 führten, ergänzte ich durch Interviews mit anderen Menschen sowie weitere Recherchen. Sie führten mich in unvermutete Gefilde: Sogar der Lebenszyklus eines Huhns kam plötzlich ins Spiel. Und indirekt spielt auch der Weißensee eine Rolle in Margots Biografie.

Margot hatte Recht: Es war viel Arbeit. Doch sie bereitete mir eine unglaubliche Freude. Nicht nur, weil sie so viele neue Erkenntnisse bot und die Lockdowns erträglicher machte. Sondern auch weil eine Welt, in der das führende Nachrichtenmagazin einer Demokratie mit 80 Millionen Einwohnerinnen und Einwohnern nur eine einzige prominente Europäerin aufzubieten hat, mehr Biografien von Frauen braucht. Wir müssen sie immer und immer wieder erzählen. Das ist meine tiefste Überzeugung.

Once Upon My Time. Eine Kindheit im Internierungslager

In ihren ärmlichen Behausungen tischen die Frauen ein üppiges Abendmahl auf. Hühner, die sie mit Köstlichkeiten gefüllt, Beefsteaks, die sie deftig angebraten, Rindsbraten, den sie mit Senf eingerieben haben. Zum Dessert servieren sie Torten und Schokolade mit Apfelmus. In Fetzen gehüllt, saugen sie herrliche Essensdüfte ein. Die kulinarischen Freuden sind grenzenlos in diesen Nächten, die sie auf engstem Raum miteinander verbringen. Mehr Platz als die Liegefläche ihrer Pritsche haben sie nicht.

Es muss im Jahr 1944 oder 1945 sein, als das Mädchen Margot im Internierungslager Lampersari den Erzählungen ihrer Mitinsassinnen lauscht. Sie bekämpfen den quälenden Hunger und die Schlaflosigkeit mit beinahe manischen Erzählungen darüber, wie sie einst ihr Essen zubereiteten. Sie tauschen Rezepte aus und empfehlen einander Zubereitungsarten – ohne zu wissen, ob sie je wieder Gerichte kochen können, die schmackhafter sind als der Papp, von dem sie jeden Tag viel zu wenig zu essen bekommen, als die Frösche und Schnecken, die sie ab und zu fangen und mit denen sie sich und ihre Kinder versorgen. Es ist eine Erinnerung an Zeiten, in denen sie noch in großzügigen Villen wohnten, ein Heer an Angestellten dirigierten, köstliche Früchte und Speisen auf hübsch gedeckten Tischen verzehrten und in weitläufigen Gärten mit ihren Kindern spielten.

Margot ist im Volksschulalter. Sie kann noch nicht lesen und schreiben, und sie wird es auch nicht so bald lernen. Denn in Lampersari ist jede Art von Bildung streng verboten, wie so vieles. In diesen Wochen und Monaten, einer Zeitspanne, die im Leben eines Kindes weitaus länger erscheint als in dem einer Erwachsenen, ist sie schwach vor Hunger. Einmal pro Woche bekommt sie einen Teelöffel Zucker, ein echtes Festmahl, für das sich die Kleine Zeit lässt: Ganz langsam schleckt sie den Löffel ab, immer und immer wieder. Ihre Mutter gibt ihr dazu auch noch ihre eigene Ration, ein großes Geschenk.

Lampersari ist das dritte Lager, in dem Margot und Ottilie ter Heege sitzen – und es ist das schlimmste.

Sie zählen zu jenen Niederländerinnen und Niederländern, die während des Zweiten Weltkriegs in indonesischen Lagern von der japanischen Besatzungsmacht inhaftiert wurden. Die neuen Kolonialherrscher wollten die alten vertreiben, ja ausradieren. Indonesien, damals Niederländisch-Indien, war bis 1942 niederländische Kolonie gewesen. Doch während des Pazifikkriegs trachtete das japanische Kaiserreich danach, die europäischen Kolonien zu erobern. Nach dem Angriff auf Pearl Harbor 1941 erklärten die USA gemeinsam mit den alliierten Mächten – Großbritannien, Australien und den Niederlanden – Japan den Krieg. Anfang 1942 schlug die japanische Marine ihre Kriegsgegner allerdings zurück. Am 8. März 1942 kapitulierte der niederländische Gouverneur in Niederländisch-Indien, das japanische Kaiserreich übernahm die Macht.¹ Plötzlich waren die Japaner die neuen Herrscher, die einstigen Kolonialherren dagegen inhaftiert und versklavt, die »einstige koloniale Pyramide umarrangiert«.² Alles, was niederländisch war, sollte unterdrückt und vernichtet werden.³ Insgesamt wurden rund 170 000 Menschen, darunter 60 000 Frauen und

Kinder in Lagern, vor allem auf der Insel Java, interniert.⁴ Viele von ihnen gingen an den Arbeitsbedingungen oder Folterungen zugrunde, starben an Krankheiten infolge katastrophaler hygienischer Zustände. Andere wurden ermordet, erschossen, erschlagen. 1945 sollte Indonesien durch die Alliierten von der japanischen Herrschaft befreit, erst 1949 unabhängig werden. Aufgrund des Kriegs herrschte 1944 und 1945 eine Nahrungsmittelknappheit, die auch die autochthone Bevölkerung hart traf. In den Lagern allerdings schlug sie sich umso schlimmer nieder. Zahllose Menschen verhungerten.

Wenn Margot heute über ihre Zeit in Lampersari spricht, verwendet sie den Begriff »KZ«, ebenso wie die Zeitzeugin Franziska Koblitz, deren Memoiren erstmals im Jahr 2000 und 2016 in einer Zweitaufgabe erschienen⁵, und auch in den meisten Publikationen über Margot ist die Bezeichnung gängig. In der historischen Forschungsliteratur ist sie allerdings in Zusammenhang mit den Internierungslagern in Indonesien nicht gebräuchlich. Im Vorwort zu Koblitz' Erinnerungen zieht die Journalistin Judith Brandner dennoch Parallelen: »Die Schilderung der Zustände freilich erinnert sehr an das, was wir von dort [den KZs] kennen: systematisches Aushungern, krank machende hygienische Verhältnisse, stundenlanges Appellstehen, Nummern, die ständig sichtbar getragen werden mussten, kein Unterricht für die Kinder, keine religiösen Zusammenkünfte, kein Kochen in den Unterkünften, kein Musikhören, sich tagsüber nicht Hinlegen und zahlreiche weitere, schikanöse Verordnungen und Verbote, die nur den Zweck hatten, die Menschen zu brechen, dazu physische Misshandlungen – insgesamt ein System, das zur Vernichtung, zum Tod führen sollte.«⁶

All das hat Margot erlebt.

KLEINE, GRAUE, HÄSSLICHE HÄUSER

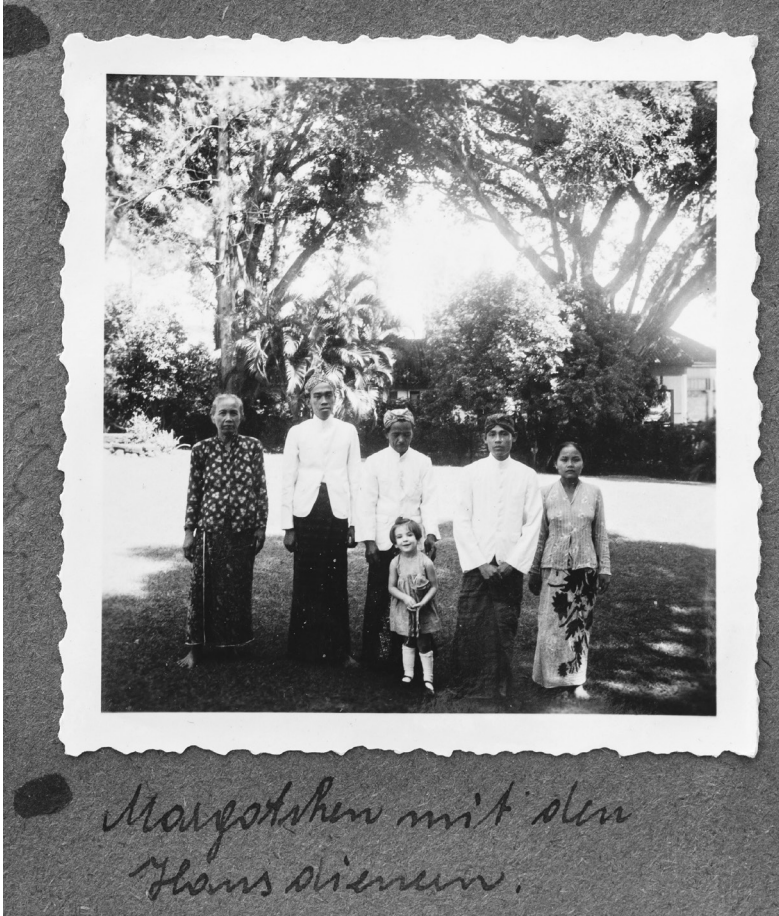
Lampersari ist ein Viertel in Semarang, einer Stadt an der Nordküste Javas. Rund 8000 Menschen wurden hier eingesperrt, gefoltert, ermordet – Frauen und Mädchen sowie Jungen bis zum Alter von elf Jahren. Die älteren Buben kamen in Männerlager; beim Überschreiten der Altersgrenze wurden sie ihren Müttern entrissen, oft sahen sie diese nie wieder. Im Wesentlichen bestand das Lager aus zwei großen Straßen: Lamper Sari und Sompok; daran schloss ein Teil an, in dem Bambushütten für die indonesische Bevölkerung errichtet worden waren. Daraus hatten sich die Bewohnerinnen und Bewohner jedoch wegen der ständigen Überflutungen zurückgezogen. Auf einem Hügel waren in einer einstigen Schule die Lagerleitung sowie die Küche untergebracht. Ein ungefähr drei Meter hoher Bambuszaun sowie, im Abstand von zwei Metern, ein ebenso hoher Stacheldrahtzaun begrenzten das Lager. Dazwischen patrouillierten Wachen. So beschrieb Koblitz diesen Ort. »Wir sahen die kleinen, grauen, hässlichen Häuser an und die Menschen, die davorstanden und uns ansahen«, notierte sie.⁷

Heute zeigt Google Street View die Straße Lamper Sari von Bäumen gesäumt. Ebenerdige oder einstöckige Häuser, umgeben von Zäunen oder Vorgärten, zeugen von einem bescheidenen Wohlstand. Modernistische Villen wechseln sich ab mit Neobarock imitierenden Wohnsitzen, vor denen Autos parken. Der einstige Ort des Grauens ist heute eine propere Wohngegend mit üppiger Vegetation. Keine Spur mehr von »kleinen, grauen, hässlichen Häusern« wie jenen, in die damals meist mindestens sieben Frauen mitsamt Kindern eingepfercht waren, dicht an dicht gedrängt.

In ihrer hellen Neubauwohnung in Wien-Hernals, die voll ist mit Büchern, Kunst und schönen Möbeln, erzählt Margot über ihre Zeit in Lampersari, ihre Flucht, über ihre traumatischen Erlebnisse dort. Sie tut dies mit einer gewissen Abgeklärtheit. Ihre Stimme bleibt fest, ab und zu lacht sie sogar. Erst nach einer Stunde schüttelt es sie, bekommt sie Schluckauf, fühlt sich körperlich eingengt. Dann braucht sie eine Pause. Es geht weiter, und es scheint erstaunlich, wie viele Erinnerungen sie bis heute hat. So skizziert sie sogar die Wohnstatt, in der sie damals mit ihrer Mutter untergebracht war – immerhin keine Bambushütte, sondern ein winziges Haus aus Ziegeln. Zwei Rechtecke bilden den Grundriss in Margots Zeichnung. Sie füllt sich mit Pritschen, die Margot mit routiniertem Schwung zu Papier bringt. Mit einem Pfeil markiert sie einen engen Durchgang, wo man sich zwischen den Bettstätten bewegen konnte, der mit der Zeit allerdings verstellt wurde. Wegen der Enge zogen die Frauen die Ziegel unter einem Fenster heraus, sodass eine zweite Tür entstand. Nun mussten sie nicht mehr über die anderen klettern, wenn sie das Zimmer verließen. Die Überschwemmungen, vor denen die Bevölkerung zuvor geflohen war, erlebten die Häftlinge nun ständig. Manchmal stand Margot bis übers Knie im schmutzigen Wasser, in dem Keime und Bakterien gefährliche Krankheiten bringen konnten.

Otilie und ihr Mann Friedrich ter Heege waren bereits 1938 mit ihrer Tochter Margot, die 1936 in Haarlem geboren wurde, aus den Niederlanden nach Java emigriert. Dafür gab es zwei Gründe. Zum einen fühlte sich die Familie schon damals durch den Nationalsozialismus bedroht: Der Großvater von Otilie, einer gebürtigen Österreicherin, war jüdisch. Zum anderen wollte sich Friedrich ter Heege, ein HNO-Arzt, auf Java eine Praxis aufbauen. Als Angehörigen einer Kolonialmacht war

das für ihn und seine Familie relativ unkompliziert möglich. Zwar gehörten die ter Heeges nicht zur sehr reichen Schicht wie die Vorfahren von Franziska Koblitz, die einen aristokratischen Hintergrund hatte und deren Ehemann eine Zuckerrohrfabrik sowie Plantagen leitete.⁸ Dennoch gelang es Friedrich



*Margotchen mit den
Hausdienern.*

Aus Margots Fotobiografie: als Kind mit den Hausangestellten auf Java